

Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Ein Wort Jakob Grimms über unsere Muttersprache.

„In unseren Tagen — und wer frohlockt nicht darüber? — wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn Ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlands im Hintergrund liegen. Was aber helfen die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einnengen unsere Sprache schändet. Dann werden sie wie Flocken zerrieben, wenn Deutschland sich selbst erkennd stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache in guten und schlimmen bisher angefaßen habe: ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke lange noch nicht erfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern wir auch eine Braut davontragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen.“ — Klingt das nicht wie in den Tagen des großen Krieges geschrieben? Und doch ist Wunsch und Hoffnung, wie sie aus diesen Worten klingen, schon vor 70 Jahren ausgesprochen worden in einem Vortrage von Jakob Grimm, dem wissenschaftlichen Begründer der Deutschkunde. Wer dessen Ansichten über Sprachreinigung im besonderen und über die Beziehungen zwischen Sprache, Volkstum und staatlicher Macht überhaupt in schönem Strauße beisammen haben will, der nehme die schöne Schrift von Theodor Matthias zur Hand: Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm (Leipzig, R. Voigtländer 1915, 134 S. 2 M.).

Feierstunden deutscher Geschichte.

In dieser großen Zeit lohnt es sich, wieder einmal auf die Tatsache hinzuweisen, daß führende Männer, die in heiliger Sache zum ganzen Volke reden wollen, den nichtigen Schmuck des Fremdwortes verschmähen. Mit Recht: In den Feierstunden deutscher Geschichte soll nur deutsches Wort erklingen. Wie sehr auch vor den Freiheitskriegen das gesellige Leben gerade der oberen Klassen unseres Volkes vom Fremdwort durchseugt war: der lange, von Theodor v. Hippel verfaßte Aufruf, mit dem sich Friedrich Wilhelm III. am 17. März 1813 an sein Volk wandte, enthielt nur ein einziges Fremdwort (Existenz). Wilhelm I. und Bismarck gebrauchten, alter Gewohnheit folgend, viele Fremdwörter, aber die Aufrufe, mit denen 1870 der ehrwürdige König zum Kampfe rief, und der ergreifende Nachruf, den Bismarck 1888 seinem kaiserlichen Herrn im Reichstag widmete, sind, an dem damaligen Sprachgebrauch gemessen, reine Urkunden unserer Sprache. Die Kaiserbotschaft vom 17. Januar 1871 „An das deutsche Volk“ ist ein Muster sprachlicher Reinheit. Sie enthält 240 Wörter, von denen nur die eingebürgerten Titel Fremdlinge sind.

Würdig reiht sich diesen Perlen deutschen Schrifttums der am 6. August vorigen Jahres veröffentlichte Erlaß unseres Kaisers an sein Heer an. Da tritt kein fremdes Wort zwischen Kaiser und Heer. Den Ausdruck „Furor Teutonius“, den Millionen unseres Volkes nicht verstanden haben würden, meidet der Kaiser und spricht dafür von dem kriegerischen Geiste unseres Volkes, „der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist“. In der kühlen Amtssprache des Aufrufes zur Bestellung befehlt der Kaiser die Mobilmachung, der Erlaß an das Heer dagegen beginnt in reindeutscher und daher feierlicher Sprache: „Nach 43jähriger Friedensarbeit rufe ich die deutsche waffenfähige Mannschaft zu den Waffen.“

So mahnt uns die Form dieses denkwürdigen Erlasses, daß wir auch in unserem Ausdruck die Schlüsselwörter des Erlasses beherzigen:

Gedenke, daß ihr Deutsche seid!

Die Angst vor dem Konjunktiv.

Vor den meisten Kultursprachen hat das heutige Deutsch den Vorzug des größeren Formenreichtums. Darauf beruht zu einem guten Teile die Schönheit und der Wohlklang unserer Muttersprache. Aber die geschichtliche Entwicklung der Sprache geht auch

hier in der Richtung, daß die Formen absterben, und zwar immer da, wo für denselben Begriff zwei gleichbedeutende Formen vorhanden sind, eine bequeme und eine unbequeme. Da muß die unbequeme weichen. So geht es in unseren Tagen der Möglichkeitsform (dem Konjunktiv). Neben den alten, gedrunghenen Formen wie käme, spränge, ließe, schöbe hat sich die langatmige Form würde kommen, würde springen, laufen, schieben eingebürgert, die, wenn in bedingtem Sinne gemeint oder auf die Zukunft bezogen, begründet ist, oft aber nichts weiter als eine Umschreibung darstellt. Es ist eben zweifellos bequemer, mit der zur Hand liegenden Kennform des Zeitworts kommen, springen usw. und der durch den sonstigen Gebrauch vertrauten Form würde, die wie zu einer festgeprägten Marke erstarkt ist, den Konjunktiv zu bilden, als nach der richtigen Abwandlung der Stammform zu suchen. Die Kenntnis dieser Abwandlungen ist leider schon so geschwunden, daß der Ungeübte bei jedem durch den Sinn des Satzes geforderten Konjunktiv stutzt und aus Angst vor der eigenen Unsicherheit zu der bequemeren Krücke der Umschreibung greift. Aber das tut der Schönheit unserer Muttersprache Eintrag. Soviel Mühe sollte doch ein jeder auf seine Sprache verwenden, daß er diese Angst überwindet und in seinem Gedächtnisse die richtige Form sucht. Auch das ist eine Pflicht gegen die Muttersprache, daß man ihr die alten klangvollen Formen, soweit sie noch lebendig sind, erhält.

Falsch verstanden.

Englische Zeitungen pöfaunen den nahen Erfolg des Auswanderungsplans aus. In Deutschland, so berichten sie, hat der Mangel an Nahrungsmitteln so sehr zugenommen, daß die Leute zu widerwärtigen Speisen greifen. Ihr Gewährsmann ist ein englischer Austauschgefangener. Er erzählte, daß er unzählige Male in Berlin den verzweifeltsten Schrei gehört habe: „A u b r a t' mir eener 'n Storch!“

Anzeigendeutsch.

In den Anzeigen der Zeitungen behauptet das Fremdwort am hartnäckigsten seinen Platz. Warum? Macht es einen besseren Eindruck, wenn à statt zu, Offerte statt Angebot, Referenzen statt Empfehlungen dasteht? Höchstens auf solche Leute, die auch heute noch keinen Sinn für das gute deutsche Wort haben. Oder ist es verständlicher, Telephon statt Fernsprecher, Rohmaterial statt Rohstoff, Reservelager statt Vorratslager, franco statt frei zu sagen? Das kann kein Mensch im Ernst behaupten. Oder zwingen Schönheitsrückichten, Export der Ausfuhr, en detail dem Kleinhandel, illustrierte Kataloge gratis den kostenlosen Verzeichnissen mit Abbildungen vorzuziehen? Reinheit ist doch die größte Schönheit der Sprache. Oder bringt es größeren Geschäftsvorteil, wenn man Fabrikat für Erzeugnis, umfassonieren für unändern, prima Qualität für bestes oder feinstes setzt? Deutsche Arbeit ist doch jetzt so gut, daß sie des Aufputzens durch ein Fremdwort nicht mehr bedarf. Oder will etwa die Rundschau, daß man ihr statt eines Abteilungsleiters einen Ressortchef vorstellt, statt vom Fach von der Branche spricht, statt des Bederköpers Covertcoat vorlegt? Das deutsche Volk hat es in dem Kriege bewiesen, daß es die Vertreibung der fremden Eindringlinge wünscht. Im Grunde wünschen das die Anzeigenden auch; sie sind ja alle vaterländisch gesinnte und wohlmeinende Leute. Was ist also der Grund? Der Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter läßt auf mangelhafte Beherrschung der eigenen Muttersprache oder auf Bequemlichkeit schließen. Ein geschmackvolles, möglichst fremdwortreines Deutsch ist heute die wirksamste Geschäftsempfehlung. Darum möge jeder, der etwas in die Zeitung zu setzen hat, in seinen Anzeigen sich gut deutsch ausdrücken.